

paraturwerkstätten für die Schiffe, die sinnreich konstruierten
Tropfenboots und Schlitzen für die Torpedoboote mit dem dazu
gehörigen Maschinenhaus, die wohlgefüllten Munitionsk
depots, in denen eben zwei nichtreparierte englische Tor
pedos abgeliefert werden, angefüllt am Ufer der Regais,
noch verkrüppelt und mit Muschelwerk behangen gleich seltsamen,
riesigen Meereskorallen. Da steht auch die Schule für die
bulgarischen Matrosen und Seeoffiziers
aspiranten. „Sdrawojeto Moristsi!“ (Seid gesund Matrosen).
„Sagt der Kapitän Rascho Serafimow, als wir den Schulsaal be
traten. „Sdrawje zelajim, Go-podin Kapitän!“ (Wir wünschen
Euch Gesundheit) rufen die Matrosen als Antwort auf den Gruß
des Kapitäns, der mich zu einem Rundgang durch die Schule
eingeladen hat. Stramm und aufrecht, die Köpfe glatt ge
schoren, die Röcke der Meeresblau auf den gelblichen Wangen,
stehen die Schüler der Matrosenschule in den Bänken.
Deutschland dünkte sich nicht bessere Mannschaft für seine
Flotte wünschen. Der Lehrer, ein junger Offizier, erzählt mir
von der Einrichtung der Schule. Für den Eintritt in die erste
Klasse wird die Absolvierung der unteren Gymnasialklassen ge
fordert. Sechs Jahre dauert der Unterricht in allen Fächern
der männlichen Bildung, der Physik, der Mathematik, der
Maschinenlehre. Leider schnappt die werdende bulgarische
Flotte die besten dieser jungen Leute weg. Sie gibt leichteren
Verdienst und bessere Löhne. Das ist ein
Nachteil, dem abgeholfen werden müßte. Es ist schade, daß
diese fähigen, frischen Menschen der Flotte Bulgariens nicht
erhalten bleiben. Als die Russen Warna bombardierten, hat
man die Schüler der Marineschule in den Hof geführt. Hohn
lachend, das müde Lied von den Verbündeten Ver
rättern“ auf den Lippen, haben die russischen Granat
regnen über sich ergehen lassen. Jetzt wünschen sie sich nichts als
deutsche Lehrer und Unterricht in dem Gebrauch der
Unterseebootwaffe. Dann wollen sie damit der russischen
Flotte mützig und fähig zu Leibe gehen, vor allem der
mächtigen, gepanzerten „Imperatricha Maria“.

Die Flotte der Bulgaren ist nicht groß. Der einzige
Kreuzer dieser Flotte, die „Radescha“, ist schon ein wenig
alt, gutmütig und nicht allzu gefährlich liegt sie hinter der
schiffenden Wale. Aber während ich in ihrem altmodischen,
kleinen Salon mit den grünen Polstermöbeln und der niedrigen,
braunen Decke an der Seite des Flottenchefs bei dem tradi
tionellen russischen Umhüll der Salkuta sitze, tummeln sich
draußen auf dem Meer sechs junge, frische Torpedoboote,
die noch die Franzosen Bulgariens geliefert haben. Sie man
övrieren in tadelloser Ordnung, höchst schnell folgen die Be
wegungen des bulgarischen Kommandos. Wohlgefällig blickt
der Silber-Ritolaus, der Schiffschefe der bulgarischen Flotte,
aus seiner Ecke nach den linken, kleinen Schiffen auf dem
sonnenhellten Wasser.

An Bord des Dampfers „Sofia“, der dem Chef der bul
garischen Marine, Oberst Kirilow, jetzt als Wohnschiff dient,
lerne ich beim Frühstück die anderen Offiziere dieser
Flotte kennen. Da ist der Chef der fixen Landverteidigung
der Artillerie des Hafens, da ist der Adjutant des Flottenchefs,
da sind die jungen Torpedobootoffiziere. Sie sitzen in der
niedersten Reihe um den langen Tisch herum, wortfarg und be
schäftigt, die Blicke zu ihrer Waffe in den Augen, Pflichtbewußt
sein und Entschlossenheit in den intelligenten Gesichtern. Und
als ich, dem Chef der Flotte dankend, mein Glas auf das Wohl
der Marine Bulgariens erhebe, da fühle ich, daß diese Männer
Bulgariens auch zu Wasser einer glorreichen, größeren Zu
kunft entgegenführen werden.

Das angebliche deutsch-holländische „Geheimabkommen“.

(Von unserem Korrespondenten.)

R. Haag, 1. März.

Die bündige und ungewöhnliche Erklärung des holländischen
Ministers des Aeußern in der Ersten Kammer, daß ein Geheimvertrag
zwischen Deutschland und Holland nicht bestehe, nicht bestanden habe,
und daß auch nie der Versuch gemacht sei, ein solch geheimes Abkommen
herbeizuführen, wird in der holländischen Presse durchweg
gebilligt. Wird doch dadurch endgültig einem Gerücht ein Ende
gemacht, das von einer gewissen deutsch-feindlichen Clique
in Umlauf gesetzt und bisher nicht zum Schweigen gebracht werden
konnte. Zuerst war im „Telegraaf“ von Professor Riermeier in

Mach.

Von (Nachdruck verboten.)
Hermann Bahr (Salzburg).

1866 in Nühren geboren, 1861 Privatdozent in Wien, 1864 Pro
fessor in Graz, 1867 in Prag, 1880 Mitglied der Akademie, 1894 Pro
fessor in Wien, 1897 vom Schlag getroffen und seither gelähmt,
penssioniert, zum Hofrat ernannt, 1901 ins Herrenhaus berufen, seit
1913 zu Vatersstätten, Post Haat in Oberbayern wohnhaft, wo er am
19. Februar d. J. einen Tag nach seinem 78. Geburtstag, starb.

Er begann als Mathematiker, fuhr als Physiker fort („Einleitung in
die Helmholtzsche Musiktheorie“, „Prinzipien der Wärmelehre“) und ist
als Philosoph berühmt geworden. Seine „Analyse der Empfindungen
und das Verhältnis des Psychischen zum Physischen“, 1885, die
„Populären wissenschaftlichen Vorlesungen“, 1896, und „Erkenntnis
und Jertum“, 1905, haben auch weit ins große Publikum hinein ge
wirkt. Er hat sich selbst einmal „einen über die konventionellen Fach
grenzen ausblühenden Physiker“ genannt. Dem freilich dieser Ausblick
zeigte, daß die psychologischen Tatsachen mindestens ebenso wichtige
Erkenntnisquellen sind wie die physikalischen. Als „leitenden Grund
satz für die Untersuchungen der Empfindungen“ hat er „das Prinzip
des vollständigen Parallelismus des Psychischen und Physischen“ auf
gestellt, eine „Kluft“ zwischen diesen beiden Gebieten nicht anerkannt.
Von der „gegenseitigen Berührung psychologischer und physikalischer
Beobachtung“ versprach er sich viel.

Er hätte sich nicht bloß einen „ausblühenden Physiker“
nennen dürfen, sondern auch einen übergreifenden. Gerade
eine Uebergreifung haben ihn berühmt, der Leser hat einen
Philosophen aus ihm gemacht, so sehr er selbst sich immer
wieder dagegen wehrte. Schon in der Analyse der Empfindungen hat
er erklärt: „Ich bin eben Naturforscher und nicht Philosoph.“ Und
er wiederholte das dann im Vorwort zu „Erkenntnis und Jertum“
noch entschiedener: „Ich habe schon ausdrücklich erklärt, daß ich gar
kein Philosoph, sondern nur Naturforscher bin. Wenn man mich
prophem zuweilen und in etwas lauter Weise, zu den ersten gezählt
hat, so bin ich hierfür nicht verantwortlich.“ Und ebenda sagte er, er
komme bei allem „lebhaften Interesse für die Rachargabe seines
Spezialfachs und auch für Philosophie“ diese „doch nur als Con
tingenzdinger durchstreifen“; und lehnte Königswalds Schrift „Zur Kritik
der Machschen Philosophie“ fast unhöflich ab: „Es gibt vor allem
eine Machsche Philosophie, sondern höchstens eine naturwissenschaftliche
Methode und Erkenntnispsychologie, und beide sind, wie alle
naturwissenschaftlichen Theorien, vorläufige, unvollkommene Ver
suche.“ Für eine Philosophie, die man mit Hilfe fremder Zutaten aus

wiederholten Ausführungen dem Gedanken Ausdruck gegeben worden,
daß ein solcher Geheimvertrag zwischen Deutschland und Holland
bestehen müsse und in den „Tagen des Risks“ versucht ein anderer
niederländischer Professor, Herr Kernkamp, dieselbe Idee, die Hand in
Hand ging mit Verdrüssungen der holländischen Regierung. Bereits
vor Monaten hatte bei einer Debatte in der Zweiten Kammer der
Premierminister, Cori van der Linden, das Besehen eines
solchen Geheimvertrages in Abrede gestellt, indem er auf eine dahin
gehende Bemerkung eines Redners den Zwischenruf machte: „Ein
Abkommen besteht nicht.“ Aber der Zwischenruf genügte den Ver
fechtern des Gedankens von dem Geheimvertrage offenbar nicht, beim
die Breklampagne über das Thema dauerte fort. Jetzt hat der
Minister des Aeußern dem Gerücht ein für allemal ein Ende gemacht
und die holländische Presse drückt der Regierung ihre volle An
erkennung aus, daß sie dadurch jeden Rest eines Mißtrauens, der in
gewissen Kreisen gegen die Regierung noch bestehen mochte, be
seitigt hat.

Wilson's Haltung in der U-Boot-Frage.

Das bewaffnete Handelsschiff kein Kriegsschiff. — Ein
Angriff Stones im Senat.

(Telegramm.)

Washington, 2. März. (Reuter.)

Im Senat sagte Stone, die Haltung des Präsi
dents sei die, daß er, wenn ein deutsches U-Boot ein
bewaffnetes Handelsschiff versenkte, Deutschland wegen
eines ungeschickten Aktes zur Verantwortung ziehen, und
wenn Deutschland auf seinem Standpunkt beharrte, geneigt
sein würde, die Beziehungen abubrechen und die Angelegen
heit dem Kongreß zu unterbreiten, der über den Krieg zu
entscheiden hat. — Stone mißbilligte die Haltung
des Präsidenten, da er der Meinung sei, daß ein
bewaffnetes Handelsschiff ein Kriegsschiff
gleichkomme.

Haag, 3. März.

Der bekannte Marinefachverständige Bywater, der früher in
Berlin wohnte, erklärt im „Naval and Military Record“, Deutsch
lands Hilfskräfte seien durchaus ausreichend, um eine große
Anzahl von Unterseebooten zu bauen, und dann besitze
es immer noch genügend Baumaterial und Werkten, um gleichzeitig
fünf und zwanzig Dreadnoughts auf Kiel zu legen.

Ein Bierverhandlungsvertrag gegen den deutschen Handel.

(Telegramm.)

London, 3. März. (Reuter.)

Der parlamentarische Korrespondent der „Times“ erzählt, daß
in den nächsten Wochen Großbritannien, Frankreich,
Rußland und Italien wahrscheinlich eine Erklärung unter
zeichnen werden, daß keine der vier Mächte ohne Zustimmung
der anderen einen Handelsvertrag mit Deutsch
land oder Oesterreich-Ungarn abschließen darf.

Haag, 3. März.

Der parlamentarische Mitarbeiter der „Daily News“ meldet, daß
im „inneren Kreis“ des englischen Kabinetts die Frage besprochen
word, ob durch das demnächst dem Parlament zugehende Budget
eine wichtige Änderung der Handelspolitik vorzu
nehmen sei. Es handle sich wahrscheinlich dabei nicht um die Ein
führung eines allgemeinen Schutzollars, sondern haupt
sächlich um das Verbot der Einfuhr deutscher Waren,
das in der Zeit nach dem Kriege beibehalten soll.
Wie weit dieses Verbot gehen werde, stehe noch nicht fest. Wahr
scheinlich würden zugleich die Kolonien und die alliierten
Staaten in irgendeiner Weise zu erhöhter Einfuhr an
geregt werden. Die Besprechung über die Herabsetzung der
Zölle der Parlamentariermitglieder, die ursprünglich
auf heute festgesetzt war, wurde verschoben, erfolgt aber vor dem
15. April. Jedenfalls werden die Mitglieder, die ins Meer ein
treten, vor die Wahl gestellt werden, entweder den Offiziersstab oder
die Diäten zu erhalten. Eine neue Bestimmung des Landes
verteidigungsgesetzes verbietet die Spekulation in Me
tallen, die bei der Munitionserzeugung zur Verwendung kommen.

Konferenz der skandinavischen Minister in Kopenhagen.

Kopenhagen, 3. März. (Meld. des Rigaischen Bur.)

König Christian von Dänemark hat die Ministerprä
sidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten von
Schweden und Norwegen zu einer Zusammenkunft in
Kopenhagen auf den 9. März eingeladen, um mit dem dänischen
Ministerpräsidenten Zahle und dem Minister des Aeußern
Seavenius die Fragen zu erörtern, die die Erfahrungen während
des Krieges als von gemeinsamem Interesse für die drei nord
ischen Reiche erwiesen haben. Die Zusammenkunft ist als Fort
setzung der Zusammenkunft in Malmö im Dezember 1914 zu
betrachten und als ein neuer Ausdruck für das gute Verhältnis
zwischen den drei Ländern und für den Wunsch, eine lokale und
unparteiische Neutralität aufrechtzuerhalten. König Gustav von
Schweden hatte zuerst zu einer Zusammenkunft in Stockholm ein
geladen, aber auf Wunsch Dänemarks wurde Kopenhagen als Ort für
die Zusammenkunft angenommen.

Stockholm, 3. März. (Meldung des Schwedischen
Telegraphenbüreaus.)

Auf Einladung des Königs von Schweden sind im Dezem
ber 1914 die Könige der drei nordischen Reiche, begleitet von ihren
Ministern der auswärtigen Angelegenheiten, zur Beratung von
Fragen, die aus der jetzigen Weltkrise entstanden sind, in Malmö
zusammengetroffen. Unter Bezugnahme auf die bei dieser Zusam
menkunft getroffene Vereinbarung über die Form einer Fortsetzung
der Zusammenarbeit hat König Gustav von Schweden den
Vorschlag einer Zusammenkunft der Ministerpräsidenten und
Minister der auswärtigen Angelegenheiten der drei Reiche in Stock
holm gemacht. Der Vorschlag hat in Dänemark und Norwegen
gute Aufnahme gefunden, es wurde jedoch dabei von dänischer Seite
der Wunsch ausgesprochen, die Zusammenkunft möchte in Kopenhagen
stattfinden. Der König von Schweden hat sich bereit erklärt, diesem
Wunsche nachzukommen, und nach Verhandlungen zwischen dem König
von Dänemark und der dänischen Regierung einerseits und dem König von
Norwegen und der norwegischen Regierung andererseits hat König
Christian von Dänemark an die Ministerpräsidenten und Minister der
auswärtigen Angelegenheiten von Schweden und Norwegen die Ein
ladung ergehen lassen, am 9. März mit dem dänischen Ministerpräsi
denten und dem Minister des Aeußern in Kopenhagen zusammenzu
kommen. Diese Einladung ist von den Beteiligten angenommen wor
den. Bei dieser Zusammenkunft, die ein neuer Ausdruck für das gute
Verhältnis zwischen den drei nordischen Reichen und für den Wunsch,
eine lokale und unparteiische Neutralität aufrechtzuerhalten,
ist, werden auf Grund der gemachten Erfahrungen die Fragen be
handelt werden, die sich während des Krieges als von gemeinsamem
Interesse für die drei nordischen Reiche erwiesen haben.

Der Bericht des türkischen Hauptquartiers.

Abgeschlagener englischer Landungsversuch im Golf von
Akfaba. — Unterwerfung der Stämme in der Küsten
egend von Aden.

Konstantinopel, 2. März.

Einige feindliche Kreuzer und Torpedoboote haben zu verschie
denen Zeiten und in Zwischenräumen unwirksam den Strand von
Sed-ül-Bahr und Telke-Burun beschossen und ebenso in den
Gewässern von Smyrna offene Städte ohne Verteidigungs
anlagen, nämlich Kouchabassi und einige südlich davon gelegene Or
tschaften. Darauf zogen sie sich zurück.

Am 29. Februar drang ein englischer Kreuzer in den Golf von
Akfaba ein, beschloß unser Lager am Ufer und landete unter dem
Schutze eines Kriegsschiffes ungefähr 300 Soldaten. Unsere Soldaten
und freiwilligen Krieger setzten sich zur Wehr und vertrieben
in der darauf folgenden Schlacht, die sechs Stunden dauerte, den Feind
völlig vom Strande. Ein zweiter Versuch des Feindes, uns zu be
unruhigen, schlug fehl. Die feindlichen Verluste sind ziemlich groß.
Unsere freiwilligen Streitkräfte hielten sich während des Kampfes
bewunderungswürdig.

diesen konstruieren kann, bin ich nicht verantwortlich.“ Sein Verhält
nis zur Philosophie bestand im Grunde nur darin, sich, sofern sie ihn
bei der Physik zu stören schienen, ihrer zu entledigen. Auch das hat
er offen zugestanden: „Zunächst habe ich getrachtet, nicht etwa eine
neue Philosophie in die Naturwissenschaft einzuführen, sondern eine
alte abgestandene aus derselben zu entfernen.“

Doch! half ihm das alles nichts, er wehrte sich ver
gebens. In Büchern, scheint's fast, wirkt weniger, was
darin geschrieben steht, als was in sie hineingelassen
wird. Der Leser las in Mach das Ende der Metaphysik hinein. Meta
physik schien hier für alle Zeit erledigt und abgetan, jedes Dogma
gab hinfert unmöglich. Und da dies gerade das war, was in den
neunziger Jahren der Leser am nötigsten zu haben glaubte, wurde
Mach der Philosophie dieser Zeit. Keiner kam ihrem antimetaphysischen
Bedürfnisse so sehr entgegen. Daß es eben durch ihn gezwungen
werden konnte, unmittelbar darauf wieder ins Gegenteil umzuschlagen,
hätte sie sich freilich nicht träumen lassen.

Die Wirkung Machs, besonders auf die Jugend, war damals sehr
groß. Und zwar eigentlich durch einen einzigen Satz. Mach hat aus
gesprochen: „Das Ich ist unrettbar.“ Damit war nun auch noch das
Ich abgesetzt und der letzte Höhe schien zerbrochen, die letzte Schranke
gefallen, die höchste Freiheit gewonnen, das Werk der Verneinung
vollbracht. Es blieb wirklich nichts mehr übrig.

Was wir Materie nennen, ist ein gewisser „gesetzmäßiger Zu
sammenhang der Empfindungen“. Materie ist ein „Gedankensymbol“,
die Welt eine Summe von funktionalen Beziehungen der Empfindungen.
Es gibt keinen wesentlichen Unterschied zwischen meinen Empfindungen
und den Empfindungen eines anderen. Es gibt von mir nichts mehr.
Ding und Ich sind provisorische Fiktionen gleicher Art. Das Ich ist
eine Illusion. Ein bloßer Befehl zur Ordnung unserer Vorstellungen.
Das Ich ist nur ein Name für die Elemente, die sich in ihm ver
knüpfen. Die ganze innere und äußere Welt, mein Ich und das
andere ist nur eine wogende zähe Masse, die an manchen Stellen
dicker wird, an anderen wieder fast zerrinnt. Wir müssen uns an
gewöhnen, „von dem Ich als einer Realität abzusehen“. Im
Grunde wird immer nur derselbe Satz wieder variiert: Das Ich ist
unrettbar. Ein Satz, der, wie tief er uns erschreckt, im Grunde schon
uralt ist. Schon Nichtenberg hat ihn ausgesprochen: „Wir kennen
nur allein die Existenz unserer Empfindungen, Vorstellungen und
Gedanken.“ „Es denkt“ sollte man sagen, so wie man sagt: es blüht;
zu sagen „cogito“ ist schon zu viel, sobald man es durch „Ich denke“
überlegt. Das Ich anzunehmen, zu postulieren, ist praktisches Ver
därms.“ Und vor ihm schon Summe, dem auch das Ich nichts war
als a bundle or collection of different perceptions. Und auch schon
Buddha, der ebenso verkündigt: „Nur ein Haufe wandelbarer Gestal

tungen ist dies; nicht findet sich hier eine Person.“ Einen uralten
Gedanken sprach Mach aus, aber so, daß die Menschheit aufhorchte.
Ihr Ende schien er auszusprechen, und es war eine Menschheit, die
nach nichts gieriger zu verlangen schien als nach dem Ende, wenigstens
nach dem Ende des Geistes.

Er war aber kein Ende, wie sich jetzt herausstellt, sondern eine
Kehre, eine der großen Kehren, an welchen der Menschengeist eine
neue Richtung nimmt, ganz wie Bach in der chromatischen Fuge,
nachdem alles zusammengebrochen ist, dann aus den Trümmern auf
einmal wieder wohlgeformt in die heiterste Zukunft stapft.

Mach schien ein Ende. Damals hatten wir das Gefühl: Weiter
geht's nicht mehr, hier hört's auf; wenn dem Menschen nun auch noch
sein eigenes Ich entwunden ist, was hält ihn dann noch? Inzwischen
hat sich gezeigt, daß er nicht umzubringen ist. Es geht doch weiter.
Hier über Mach hinaus ging's wirklich nicht mehr, aber um ihn
herum geht der Weg. Ihn behält wieder einmal recht, der gesagt
hat, daß wir uns nicht in einer Geraden entwickeln, sondern in einer
Spirale: indem jedes Geschlecht zunächst ein wenig zurückzugehen scheint,
kommt die Menschheit immer höher. Und so, nachdem ihr der Reife
nach Gott, dann die Welt und zuletzt auch das eigene Ich, alles also
was sie braucht, genommen und sie am Ende war, fing sie zunächst
einfach wieder von vorne, sie fing, als nichts mehr zu verneinen da
war, wieder zu bejahen. Das Zerstückte wieder aufzubauen an und weiß
jetzt erst, welchen Wert es hat. Friedrich Rantner hat die Situation des
ganz entgötterten, aus allen Mythen gerissenen, zu völliger Stespha
verdamnten Menschen einmal sehr ergötlich geschildert, indem er ihn
mit Buridans Esel verglich, ja diesen Esel noch viel klüger fand als
unseren skeptischen Esel, der sein einziges Heubündel nicht fressen kann,
weil er ja weder weiß, ob das Heu wirklich ist, noch ob er selbst wirk
lich ein Esel ist, weder ob es gut für ihn ist, Heu zu fressen, noch ob
es ihm in Wirklichkeit auch nur überhaupt möglich ist, Heu zu fressen.

Was soll der arme Esel tun? Er fragt nicht erst, er frißt kein
Heu, das ihm darum nicht weniger schmeckt, weil vielleicht vor der
Vernunft weder er noch es wirklich vorhanden ist. Er sagt sich,
daß, was, ohne vorhanden zu sein, ihm dennoch schmeckt, eigentlich
für ihn ja doch so gut wie vorhanden ist. Sobald sich der skeptische
Esel das sagt, ist aus ihm ein Pragmatist geworden. Es ist kein
Zusatz, daß es gerade James war, der, in der geistigen Mode, Mach
abgelöst hat. Gab Mach der Menschheit eine Wahrheit, von der sie
nicht leben konnte, so lehrte James, daß, was der Mensch braucht, um
zu leben, für ihn die Wahrheit ist. Dem doch allzu praktisch gefinnten
Amerikaner folgte sogleich ein tedischer Deutscher, Vaihinger, der in
seiner „Philosophie des „Als ob“ (mit Berufung auf Kant), die Notwen
digkeit der Fiktionen bewies. „Als ob“ da das Ich unrettbar, dir aber an
entbehrlich ist, so rette das Ich, das du nicht entbehren kannst, dadurch,

Von der Jemenfront wird in Ergänzung des letzten Berichtes gemeldet, daß beim letzten Kampf bei Dasiuch zwischen Scheil Osman und Bahdj der Feind 100 Tote hatte, darunter einen englischen General und den Führer des Bombingkorps. Außerdem verlor der Feind zahlreiche Transporter. Der Feind machte während der Schlacht Gebrauch von giftigen Gasen. Der Emir der Stämme der Küstengegend von Aden bis Hadranaut kam nach der Schlacht von Dasiuch und bot der osmanischen Regierung seine Unterwerfung an. Die östliche und westliche Küstengegend von Aden kam so unter osmanische Herrschaft. In Wirklichkeit haben die Engländer nur einen schwachen Einfluß auf Aden und Scheil Osman.

Von der Ital- und Kaukasusfront sind keine Nachrichten eingelaufen.

Die „Zwanzig.“ Eine Erwiderung.

Der Reichstagsabgeordnete Eduard Bernstein sendet uns die nachstehende Erwiderung:

Das „Berliner Tageblatt“ hat in seiner Abendnummer vom 26. Februar ein Stück aus einem Artikel Wolfgang Heines veröffentlicht, das in der Form von Fragen an die 20 Fraktionskollegen Heines, die ihre Gegnerschaft gegen die Bewilligung von Kriegskrediten durch ihre Abstimmung bekräftigt haben, diese Abstimmung ihres Charakters und Zweckes zu entlocken sucht.

Es sei mir als einem der „Zwanzig“ gestattet, einiges auf diese „Fragen“ zu erwidern.

Voraussetzend muß ich es ablehnen, von Heine als „Sonderbündler“ bezeichnet zu werden. Ich gehöre keiner Verbindung an, die diesen Ausdruck rechtfertigt, noch ist mir von der Existenz einer solchen unter meinen Mitunterzeichnern das geringste bekannt. Und weiter ist bemerkenswert, daß, wenn Heine sich zu dem Satz verleiht: „Die unter den Zwanzig, die man noch das Recht hat, deutsche Sozialdemokraten zu nennen“, er damit die mit Recht als unverstehlich außer Gebrauch gekommene einstige Gepflogenheit noch überbietet, die grundsätzlichen Gegner der Politik des leitenden Staatsmannes und seiner Gefolgschaft als „Reichsfeinde“ zu stigmatisieren. Als die sozialdemokratische Kammerfraktion Italiens die Kriegskredite verweigerte, erkannte dessen führender Minister Salandra ausdrücklich an, daß sie zu dieser Haltung durch Grundzüge veranlaßt wurde, die ihr zur Ehre gereichten. Heine aber spricht sich statt dessen das Recht zu, Mitglieder der eigenen Partei wegen ihm mißliebigen politischen Verhaltens außerhalb der Nation zu stellen. Das muß ich gleichfalls auf das schärfste zurückweisen.

Zur Sache sucht Heine die jüngste Rede des englischen Ministers Asquith gegen die von den „Zwanzig“ in der Frage der Kriegskredite eingenommene Haltung auszuspielen. Die Logikalität, um mich mild auszudrücken, dieses Verfahrens geht aus der Tatsache hervor, daß Dr. Asquith gerade im Gegensatz zu meinem englischen Gefinnungsgenossen Snowden sich bemüht hat, darzulegen, daß unsere betreffende Abstimmung auf die Kriegslage von keinerlei praktischem Einfluß sei. Und auf die Gestaltung der Verhältnisse auf den Schlachtfeldern ist sie es in der Tat. Heine wirft die Frage der Bewilligung der Kriegskredite mit der Frage der Landesverteidigung zusammen, obwohl ihm bekannt ist, und aus der von unserem Kollegen, Abgeordneten Fr. Geher, namens der „Zwanzig“ am 21. Dezember vorigen Jahres im Reichstag verlesenen Erklärung aufs deutlichste erhellt, daß unsere Ablehnung der Kriegskredite die Pflicht der Landesverteidigung in keiner Weise in Abrede stellt, sondern ausschließlich der Politik der Regierung und der Mehrheitsparteien in den Fragen der Kriegsführung und der Kriegsziele gilt. Sie ist außerdem von der Erkenntnis diktiert, daß nur auf Grund ihrer es möglich ist, die Internationale der Arbeiter wiederherzustellen und ihr die Kraft zu verleihen, allen Bestrebungen auf Einwirkung eines guten und dauernden europäischen Friedens in das Gewicht fallende Unterstützung und Förderung darzubieten. Ich habe mich darüber in zwei Artikeln, die jetzt in der Breslauer „Volkswacht“ erscheinen, des Näheren ausgesprochen und stelle es der Redaktion des „Berliner Tageblatts“ anheim, sofern ihr dies für zweckmäßig erscheint, von ihnen Kenntnis zu nehmen. An dieser Stelle nur noch soviel: Heine stellt die äußere Lage Deutschlands im schwärzesten Lichte dar und spricht von einem Deutschland von außen drohenden „fürchterlichen Gesicht“. Diese Uebertreibungen veratmen die innere Schwäche seines Standpunktes. Deutschlands äußere Lage ist nicht schwärzer, als die der Gegenseite, und von seinem Gesicht kann man mit dem Dichter sagen, es ruht „in seiner eigenen Brust“. Etwas mehr Verständnis für die Gedankenwelt der westeuropäischen Demokratie und ein etwas schärferer Blick für die Gefahren, die der Zukunft Europas von einem Frieden drohen, der nur

dem guten Willen der einen Seite — und sei es die eigene — geschuldet wäre, würde Heine davor bewahren, Sozialdemokraten die Preisgabe des schönsten Erbes zugumuten, das die großen Vorkämpfer der modernen Arbeiterbewegung dieser hinterlassen hat.

Berlin-Schöneberg, 1. März 1916. Ed. Bernstein.

Der Justizetat im Abgeordnetenhaus.

Das Abgeordnetenhaus begann heute, nachdem das neue Fischereigesetz ohne Debatte in die Kommission verwiesen worden die Beratung des Justizetats. Man sprach über die Be- und Entlastung der Gerichte, über die auch durch den Krieg als notwendig erwiesenen inneren Reformen über die Lage der Rechtsanwältin und dieses andere. Auf die Anregungen der Abgeordneten Delbrück (Kons.) und Reinhardt (Zentr.) antwortete der Justizminister mit Erklärungen über die juristischen Notprüfungen und über die Maßnahmen, die zugunsten eingezogener Rechtsanwältin getroffen worden sind. Der nationalliberale Abgeordnete Piepmann verlangte aufs neue die Gleichstellung der Richter mit den Regierungsräten, während der Fortschrittler Landgerichtsdirektor A. Kanow zunächst die Amnestierlasse begründete und dann sachkundige Kritik an manchen Erscheinungen auf dem Gebiet der Rechtspflege im Kriege übte.

10. Sitzung, Freitag, 3. März, vorm. 11 Uhr.

Am Ministertisch: Die Minister v. Schorlemer, v. Loebel, Weseler, Präsident Graf v. Schwerin-Löwis eröffnete die Sitzung. Der 200-Millionen-Kredit für Kriegsfürsorgebeiträgen an die Gemeinden wird in dritter Lesung einstimmig bewilligt. — Es folgt die dritte Beratung des Anstellungsgesetzes, das ohne Erörterung angenommen wird.

Erste Lesung des Fischereigesetzes.

Landwirtschaftsminister Freiherr v. Schorlemer: Das Gesetz ist diesem Hause nicht fremd; die seinerzeit von Ihrer Kommission beschlossenen Änderungen habe ich in das Gesetz aufgenommen, und ich bitte, die geringen Änderungen, die das Herrenhaus vorgenommen hat, gutzuheißen und das Gesetz möglichst bald zu erlassen.

Auf Antrag des Abg. Freiherrn v. Malzahn (Kons.) geht die Vorlage an eine Kommission von 28 Mitgliedern. Der Gesetzentwurf, wodurch die Unterstadt Münster eine Vertretung in der evangelischen General Synode erhält, wird in erster und zweiter Lesung angenommen. Darauf wird

Die zweite Beratung des Justizetats

fortgesetzt.

Abg. Delbrück (Kons.): Die Härten, die in den Vorschriften über die juristischen Schlichter zu sehen sind und die in den sämtlichen Bezirken sehr stark empfunden wurden, waren auf das unzulängliche Gesetz über den Belagerungszustand zurückzuführen; sie sind durch neue Vorschriften restlos beseitigt. Die Bundesratsverordnung über die Entlastung der Gerichte legt erneute Prüfung der Reform der ganzen inneren Verwaltung nahe. Es ist erfreulich, daß in unseren Gesetzentwürfen eine gewisse Entlastung zu beobachten ist und daß jetzt im Kriege manchen, der sich verkehrt hat, Gelegenheit gegeben wird, für das Vaterland einzutreten, statt hinter Schloß und Riegel zu hängen. Die Anstellungsgrundfrage für die jetzt fürs Vaterland kämpfenden jungen Juristen sollten verbessert werden. Gewiß ist die Arbeitslast bei den Gerichten zurückgegangen, aber die Arbeitskräfte haben in viel stärkerem Umfang abgenommen. Die zurückgebliebenen, meist älteren Beamten leisten daher ein bedeutendes Werk gegenüber dem Frieden. Um so höher ist anzuerkennen, daß unsere Justizverwaltung im großen und ganzen ihrer Aufgabe auch im Kriege gerecht geworden ist. (Beifall.) Gerade jetzt in den Stürmen dieses Krieges hat sich gezeigt, daß unsere Justiz trotz aller Mängel und Fehler im Kern gesund ist, und daß die alten, heftigen, verallgemeinernden Klagen, vor allem der äußersten Linken, unberechtigt waren. Tessen freuen wir uns. Wir können auch hier freudig in die Zukunft blicken. Das es immer so bleiben möge, das wolle Gott. (Beifall rechts.)

Abg. Reinhardt (Zentr.): Gewiß ist die Justizverwaltung der veränderten Lage im Kriege im allgemeinen trotz des großen Personalmangels infolge der Rückigkeit der zurückgebliebenen Beamten gerecht geworden. Aber die Ueberlastung mancher Ämtergerichte ist doch derart geworden, daß man Hilfskräfte in größerer Zahl annehmen sollte, denn eine geordnete Rechtspflege ist auch im Kriege eine unbedingte Notwendigkeit. Die Notverordnungen, die Kriegsteilnehmern eine weitgehende Rücksichtnahme in einem schwebenden Prozeßverfahren zubilligen, finden unsere volle Unterstützung.

Die Bagatelklagen vor den Amtsgerichten sollten möglichst durch Vergleich beendet werden, denn gerade hier gilt der Satz, daß ein magerer Vergleich besser ist als ein fetter Prozeß. Der Stand der Rechtsanwältin ist durch den Krieg in eine höchst mißliche Lage geraten. Die ganz großen Anwälte werden natürlich auch die Kriegs-

zeit überdauern. Aber die Anwälte, die schon im Frieden sozusagen von der Hand in den Mund lebten, sind jetzt sehr böse dran. Vor allem gilt das von den Anwälten, die dem ungeliebten Landsturm angehören und eingezogen wurden. Ihre Familien sind in bittere Not geraten und die Praxis haben sie verloren. Anzuerkennen ist, daß der Anwaltsstand nach Möglichkeit für seine bedrängten Kollegen sorgt. Jedenfalls dürfen bei der Kriegsfürsorge die ins Feld gezogenen Rechtsanwältin nicht vergessen werden. Denn der Anwaltsstand ist genau so viel wert wie der Richterstand. Beide sind Hüter der Rechtsordnung und die Existenz eines angehenden Anwaltsstandes liegt durchaus im Interesse des Ansehens unserer Rechtspflege. (Beifall.)

Justizminister Weseler: Den jungen ins Feld gezogenen Juristen haben wir bei der Ablegung von Prüfungen alle möglichen Erleichterungen gewährt. Alle Wünsche aber konnten nicht erfüllt werden mit Rücksicht auf die auch jetzt unabdingbare sorgfältige Vorbildung der Juristen. Wichtig ist, daß die zurückgebliebenen Kräfte wegen der gewiß erfreulich großen Zahl der ins Feld gezogenen Beamten eine große Arbeit zu leisten haben. Einmal haben sie zum Teil ungewohnte Arbeit übernehmen müssen, und dann sind ja die zahlreichen Kriegsverordnungen hinzugekommen. Das Fortkommen der aus dem Kriege heimkehrenden Juristen werden wir durch möglichst weitgehendes Entgegenkommen fördern. Nicht nur wird ihnen die Zeit ihrer Zugehörigkeit zum Heere als Dienstzeit angerechnet, sondern auch die Zeit, die sie gebrauchen werden, um das nachzuholen, was ihnen in der Zwischenzeit entgangen ist.

Die Kollage der Anwälte

gehe ich unumwunden zu. Wir haben den eingezogenen Anwälten nach Möglichkeit Vertreter gestellt und ihnen weiter Stellen in den besetzten Gebieten, vor allem des Ostens, verschafft, durch die sie wenigstens etwas entschädigt werden sollten für den Rückgang ihrer Praxis. Daß die Amtsrichter in allen geeigneten Fällen wenigstens versuchen sollen, Bagatelprozesse durch Vergleiche zu beenden, liegt durchaus in unserem Sinne.

Abg. Dr. Piepmann (Natl.): Die Richter erstreben die Gleichstellung mit den Regierungsräten. Kann dieser Wunsch aus finanziellen Gründen nicht erfüllt werden, so sollte man wenigstens die Aufständigkeit bei den Richtern abfärigen. Sehr wünschenswert wäre eine Neuordnung der Zahlungsfrist für Hypotheken unter Berücksichtigung der Kriegsverhältnisse.

Abg. Kanow (Fortchr. Vp.): Die beiden Amnestierlasse des Kaisers an seinen beiden Geburtsjahren im Kriege haben den Weg zum Herzen des Volkes gefunden; wenn der Minister dazu die Anregung gegeben hat, so kann ich ihm nur Anerkennung dafür aussprechen, besonders für die am 27. Januar 1916 angeordnete Abkündigung der Strafeintragungen in den polizeilichen Listen der Bedingten, die bis zum 80. Lebensjahr fortgeführt werden und die den Betroffenen wie eine Kugel am Bein hängt, wie wir aus dem Fürsorgeverein für entlassene Sträflinge wissen. (Sehr richtig! links.)

Der Ausschuss für das Fischereigesetz

trat im Abgeordnetenhaus heute mittag zusammen, unmittelbar nachdem das Haus die Ueberweisung des Gesetzes an einen Ausschuss von 28 Mitgliedern beschlossen hatte. Zum Berichterstatter wurde der Abgeordnete Justizrat Lippmann-Stettin (Fortchr. Vp.), zum Mitberichterstatter der Abgeordnete Freiherr v. Malzahn-Berger (Kons.) gewählt.

Gegen den Eierwucher.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

München, 3. März.

In der Kammer der Abgeordneten stand heute die sozialdemokratische Interpellation wegen der Lebensmittelversorgung der Städte zur Beratung; sie gründete sich in der Hauptsache auf zwei Vorkommnisse der letzten Zeit, Aufhebung der Magistralbeschlüsse durch die Regierung von Oberbayern in der Frage der Bierpreiserhöhung und hinsichtlich der Befämpfung des Eierwuchers. Schon der Magistrat hatte sich in seiner letzten Sitzung scharf gegen die Maßnahmen der Regierung von Oberbayern gewendet. Der sozialdemokratische Redner hob die lebhafteste Entrüstung über das Vorgehen der oberbayerischen Regierung hervor; man nehme auf diese Weise den kommunalverbänden die Luft weiterzuarbeiten. Minister des Innern v. Soden suchte zu beruhigen mit dem Hinweis, daß der Magistrat ja ohne weiteres die Möglichkeit habe, wucherischen Eierhändlern die Aufkaufskarten vorzuenthalten. In der Kritik der Regierungsmassnahmen und der jetzigen Verhältnisse sollte man nicht zu weit gehen. Die Redner aller Parteien, die noch zu Worte kamen, betonten trotz dieses Hinweis des Ministers ähnliche Gesichtspunkte. Im übrigen wurde, wie amtlich mitgeteilt wird, jetzt eine bayerische Eierversorgungszentrale mit Sitz in München gegründet, die die Aufsicht über den Kaufverkehr mit Eiern führt.

© Aus der Musikwelt. Käthe Cordel veranstaltet heute einen Vederabend mit: Beethoven, Schubert, Brahms, Strauß, und singt unter anderem die große Arie „Hermann und Luise“ von Schubert. Ihre jugendliche Tochter Senta Cordel erzählt als Mitwirkende eigene Märchen. — Felix v. Weingartner wird nach einer Reihe von Jahren an der Spitze des Philharmonischen Orchesters drei Konzerte dirigieren, und zwar finden diese am 20. März, 3. April und 17. April in der Philharmonie statt.

Grabchriften.

Lehrer und Schüler.

Wir waren beflissen,
Den Weg euch zu zeigen;
Nun habt ihr das Wissen
Und wir müssen schweigen!

Fortleben.

Wir haben uns dem Vaterland,
Dem heiligen hingegeben;
So haben ewigen Bestand
Wir selbst in seinem Leben!

Tod und Leben.

Was scheidet ihr Leben und Tod?
Der Tod ist des Lebens Gebot;
Und hast du's zu Ende gedacht:
Tod hat über Leben nicht Macht!

Der Schmerz.

Ja, ein Präkstein ist der Schmerz,
Und so sicher wertet keiner:
Stärker wird ein tapfres Herz,
Und ein kleines wird noch kleiner!

Todesahnung der Fortkämpfenden.

Wir legten sanft euch nieder...
Nun müßt ihr ewig ruhn;
Wir fragen: Brüder, Brüder —
Wer wird den Dienst uns morgen tun?

Den Kämpfenden.

Ihr steht vorm Feinde ohne Furcht und Wanken,
Ihr starten Herzens eure strenge Pflicht;
Wie aber sollen wir daheim euch danken?
Wir wissen's nicht!

Walter Volhabert.

daß du (wenn auch bewußt, daß kein Ich ist) so lebst, denkst und tust, als ob es wäre. Noch ein Schritt weiter, über Voßinger hinaus (denn von Voßinger aus geht der Weg jetzt wieder gerade) und das Ich ist wirklich geteilt, sobald nämlich der Mensch, was er, um sich äußerlich oder innerlich zu behaupten, braucht, sobald er das nicht bloß annimmt, sondern sich anschafft: aus seinem eigenen Bedürfnis durch eigene Tat seine Welt schafft und eben dadurch, daß er sie schaffen kann, ja schaffen muß, den Beweis ihrer ewigen Wahrheit erbringt. Selbsterfahrung lehrt uns nämlich, daß Fiktionen nicht bloß den Dienst von Wahrheiten leisten können, nicht bloß die Macht von Wahrheiten üben können, nicht bloß das Amt von Wahrheiten versehen können, sondern schließlich auch das Wesen von Wahrheiten annehmen: wenn sie lange genug an der Stelle von Wahrheiten stehen, werden sie selbst zu Wahrheiten. Davon kann man sich durch das Experiment überzeugen. Es gelingt nicht immer, nicht alle Fiktionen können zur Wahrheit gebracht werden, aber es gibt Fiktionen, die sich nach einiger Zeit stets als Wahrheiten entpuppen. Sei es, daß sie durch die plastische Kraft der sie hegenden Menschen am Ende Realität erhalten, sei es (wie ich vermute), daß das Experiment nur mit Fiktionen gelingt, die gar keine sind, sondern von vornherein schon Wahrheiten waren, aber sich, um nur überhaupt Eingang beim Menschen zu finden, die falsche Meldung gefallen ließen. Davor wird sich, wer auf Nach eingeschworen ist, freilich entfesen. Nach selbst aber hätte, glaub' ich, auch derlei ruhig angehört. Nicht bloß, weil er von großer Güte war und das selten gewordene Talent besaß, der Vorstellung zugänglich zu sein, daß vielleicht auch der andere recht haben kann, sondern weil er auch noch die Gabe der Ironie hatte, die Goethe fast unentbehrlich zur echten Wissenschaft fand und besonders an Kant rühmt, dem „Witlichen Mann“, der über die Grenzen, die er eben noch selbst gezogen, doch gleich wieder „mit einem Seitenwind hinausdeutet“. Solcher Seitenwinde wäre Nach freilich selber nicht fähig gewesen, doch aber vielleicht wohl geteilt, sie sich von anderen gefallen zu lassen. Und er war ja so gewohnt, alles bloß als denkonomische Hilfen zu behandeln, daß er vielleicht auch der Entgegnung: der Grundsatz, alles bloß als denkonomische Hilfen zu behandeln, sei selbst auch wieder nur eine denkonomische Hilfe, nicht hätte widersehen können.

Nachs Schicksal, nach größter Wirkung auf seine Generation noch zu erleben, daß die nächste Generation wieder kehrt macht, bestätigt aufs neue den Spruch Goethes:

„Ein Jahrhundert, das sich bloß auf die Analyse verlegt und sich vor der Synthese gleichsam fürchtet, ist nicht auf dem rechten Wege, denn nur beide zusammen, wie Aus- und Einatmen, machen das Leben der Wissenschaft.“

© Gegen die „Mona Lisa“. Aus Köln wird gemeldet: In der Stadtverordnetenversammlung wurde seitens des Zentrums einstimmig Einspruch erhoben gegen die am 12. März angelegte Aufhebung der Oper „Mona Lisa“ von Schilling. Der Einspruch wurde begründet mit der Bemerkung, daß das Werk ansichig Szenen enthalte und das katholische Empfinden verlege. Einzelne Stellen seien durchwört von dem „Dreier eines verwerflichen Sabis mus“... Na, mal Die „Mona Lisa“ wird auch in der Berliner Hofoper aufgeführt und ebenso an anderen Orten, wo man nicht weniger feinfühlig ist, wie im Zentrum der Kölner Stadtverordnetenversammlung.

Theater im Reich. Franz Dülberg's Drama „Karinta von Orelanden“ fand bei der Erstaufführung im Nürnberger Stadttheater eine warmeherzige Aufnahme, für welche der Verfasser in einer Ansprache dankte.

Theaterchronik. Mechilde Djanow'sche dramatische Dichtung „Ein Spiel vom Tod“ wird nicht, wie gemeldet, im Deutschen Künstlertheater, sondern als Abendvorstellung im Lessing-Theater in Szene gehen. Die Uraufführung findet am 16. März statt.

Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gelangt am 6. März das Singspiel „Das Dreimäderlhaus“ zum 25. Male zur Aufführung.

Die Abreise des Ivo Puhonnschen Marionettentheaters zum Frontgastspiel hat sich um einen Monat verschoben. Deshalb gelangt in Kürze Hanns v. Gumpenbergs „Spukhaus“, Cassells Lustspiel „Raphael“ sowie eine kleine Solopjone aus der Feder Max Brinkmanns „Roméo und Julia 1916“ im Berliner Marionettentheater zur Erstaufführung.

Der preisgekrönte Abbe Wetterle. Die Societe des gens de lettres in Paris hat die Preise dieses Jahres dem Abbe Wetterle und dem Italiener Guglielmo Ferrero verliehen, die „beide in dem elektrischen Frankreich so unerschöpfbare Dienste geleistet haben.“ Armes Frankreich! —

Meine Mitteilungen. Im Lessing-Museum (Weidenstraße 13) findet heute, Freitag, der zweite Vortragabend von Irene Rajaei statt. Montag, 6. März, liest Gustav Robegg vom Kleinen Theater aus seinen noch unveröffentlichten „Hamlet-Entdeckungen eines Schauspielers“. — Die mit finanzieller Unterstützung des Kultusministeriums veranstalteten Volksabende der Kleinen Sauskombidien finden solchen Anklang, daß für diese Aufführungen eine eigene Kleine Wanderbühne gebaut wurde. Die nächsten Volksabende sind am 8. und 9. März im Festsaal der Viktoria-Buffet-Schule (Uhländstraße 91/92).